

## Landschaft und Eingeborenen-Siedlung in Südafrika.

Von **Dr. Viktor Lebzelter**, Kustos am Naturhistorischen Museum, Wien,

Würde man für die Bearbeitung des vorliegenden Themas alle in der Literatur bereits niedergelegten Angaben berücksichtigen, so würde der mir hier zur Verfügung stehende Raum nicht hinreichen. So will ich nur einige Beobachtungen und Gesichtspunkte anführen, die ich selbst während meiner zweijährigen Expedition gemacht habe. Das Landschaftsbild Südafrikas hat seit dem Zeitpunkte, wo es der Mensch zum erstenmal erreicht hat, eine Reihe periodischer Veränderungen durchgemacht, die sich in einem Wechsel feuchterer und trockenerer Zeiten ausdrückten. Während heute die eigentliche Wüste auf die Namib, die Südkalahari und kleine Teile der Karroo beschränkt ist, gab es eine Zeit, in der auch die gesamte Nordkalahari, das Buschfeld und das Amboland vegetationslose Wüsten waren, wie die von Nordnordost nach Südsüdwest gerichteten Dünenzüge beweisen. Diese Dünenzüge, die heute mit tropischem Trockenwald und Dornbusch besetzt sind, konnte ich zwischen dem Omuramba Omatako und dem Kaokofeld selbst beobachten. Weiter im Osten ist ihr Vorhandensein durch Fliegeraufnahmen sichergestellt. Der Verlauf des Omuramba Omatako in seinem unteren Teil entspricht in seiner Richtung dem der ihn parallel begleitenden Dünenzüge. Ich halte es für wahrscheinlich, daß die Buschmannrasse ihre besonderen Anpassungen an das Wüstenleben, wie wir dies besonders bei den südlichen Varietäten finden, in jener großen Wüstenzeit erfahren hat. Es ist auch nicht uninteressant zu erwähnen, daß die ausgestorbenen Buschmänner der mittleren Kapprovinz und des heutigen Oranje-Freistaates, die Gegend, wo ihre Verstorbenen hinwanderten — also wohl ihre Urheimat — in die Berge am unteren Oranje verlegten. Zwischen dieser großen Wüstenperiode und der Gegenwart, in der zumindest das westliche Südafrika einer neuen Wüstenzeit entgegeneilt, lagen eine oder mehrere feuchte Perioden, in deren letzter die Wüste wohl so gut wie ganz verschwunden war. Wir dürfen annehmen, daß die Kulturentwicklung und die Siedlungsdichte in Südafrika diese Klimaschwankungen mitmachte. Wie in Europa die weit höher entwickelte Faustkeilkultur beim Einbrüche der zweiten Eiszeit durch das primitivere Moustérien unterbrochen

wurde, so müssen wir auch für Südafrika annehmen, daß Wüstenperioden mit dem Einbruche genügsamerer und primitiverer Kulturen verbunden waren, die höheren Kulturen Platz machten, sobald sich das Klima des Landes besserte. Diese Diskontinuität der Entwicklung in Südafrika, einem Randlande der menschlichen Ökumene, ist wohl auch die Ursache, daß bisher über die Chronologie der prähistorischen Kulturen daselbst noch keine einheitliche Anschauung Platz greifen konnte.

Wenn ich also die mir bekannten Siedlungen der Träger einer dem Acheuléen ähnlichen Faustkeilkultur an die Spitze stelle, so will ich damit nicht sagen, daß diese Kultur wirklich die älteste Südafrikas ist. Es ist dies allerdings wahrscheinlich. In der östlichen Kapprovinz liegt zwischen dem Keiskamariver und dem großen Bache, der von Alice nach Osten fließt, ein Hügel, der einen Ausläufer der Amatolaberge darstellt und heute den Namen Sandili-s Hoek führt, weil dort der bekannte Xosahäuptling Sandili eine Zeitlang saß; später stand an diesem taktisch wichtigen Punkte das englische Grenzfort Hare. Sowohl an der Westseite, wo heute die Eingeborenen-Universität Fort Hare steht, als auch im Osten bei Middeldrift finden sich zahlreiche Faustkeile von altpalaeolithischem Charakter, teils ausgeschwemmt, teils in situ in einem etwa 1 bis 1½ m mächtigen Eisensand, ein Beweis, daß die Menschen jener Faustkeilkultur diesen die weite, früher versumpfte Tal ebene beherrschenden Hügel bewohnten. Ein anderes Beispiel im Südwesten, das ebenfalls zeigt, daß dieses Volk beherrschende Punkte für seine Siedlungen wählte, liefern die Faustkeile, die rund um den Omatakoberg gefunden werden.

Im Swazilandhochfeld fand ich Faustkeile in den Schotterterrassen am Mbabanebach. Wir finden in diesem Gebirge des öfteren Talkessel mit fast kreisförmigem Umriß. In einem dieser Kessel, in welchem über ein Dutzend Quellen entspringen, liegt die heutige Landeshauptstadt Mbabane. Dieser Kessel liegt nach Osten mehr weniger offen gegen den mehrere hundert Meter tiefen Steilabfall ins Mittelfeld. Die Steinzeitmenschen von Mbabane hatten einen Wohnplatz gewählt, der auch den Vorteil genoß, daß durch die Schlucht, die von dort aus ins Mittelfeld geht, die großen Wildherden am Beginne der Regenzeit ins Hochfeld wechselten, weil es dort früher frisches Gras gab, ein Moment, das auch späterhin von den Trägern der Zululandkulturen und den Buschmännern

bei Besiedlung der Mangenihochfläche berücksichtigt wurde. Im Grenzgebiete der Namib im Westen aber scheint auch der Mensch dieser altpaleolithischen Faustkeilkultur schon an die Wasserstellen gebunden gewesen zu sein. Dort, wo das Omaruru-Revier das Gebiet des Erongo verläßt, liegt an seinem Südufer der schwarze, spitzkegelige Okombaheberg, von dem aus nach Norden eine wasserundurchlässige Barre das Flußbett überschreitet. Sie bewirkt, daß hinter ihr sich das Grundwasser des Reviers staut und dort das ganze Jahr hindurch das Wasser leicht zu erreichen ist. Auf der Hochterrasse des Omarurureviers in Okombahe, dort, wo heute die Kirche der evangelischen Mission steht, wittern aus dem Oberflächenkalk Faustkeile aus. Schließlich habe ich auch Faustkeile, vermischt mit Artefakten jüngerer Kulturen, rund um den das ganze Jahr Wasser führenden Quellteich von Neuras im Grenzgebiete der Namib und der Naukluft gefunden. Wir haben so wenig wie in Europa in Südafrika einen Anhaltspunkt dafür, daß die Träger dieser alten Faustkeilkultur Höhlen oder Felsdächer zu ihren Wohnsitzen wählten. Das ist jedoch der Fall bei vielen späteren Kulturen. Ich habe, worauf ich an anderer Stelle zurückkommen werde, im Zululandhochfeld und in Natal eine Reihe von im wesentlichen dem Klingenkulturkreis angehörige Kulturen in situ gefunden, und vielmonatiges, eingehendes Studium hat mich dahin gebracht, schließlich schon aus der Betrachtung der Landschaft vorhersagen zu können, ob und wo solche Artefakte zu finden sein würden. Sie finden sich nur in einem gelben, innen blaugrauen lößähnlichen Material, das ich im wesentlichen für äolischer Herkunft halte, und niemals in dem durch Verwitterung des Untergrundes gewachsenen roten, lateritähnlichen Boden. Sie finden sich niemals in den Dongas (Wasserrisse), die von Bergen herunterkommen, welche aus vulkanischem Gestein bestehen. Sie finden sich fast regelmäßig in den Ablagerungen an den Gehängen der Tafelberge, die aus einer Abfolge von Sandstein und Schiefer bestehen. Die oberen Sandsteinkränze enthalten keine Felsdächer mehr. Diese Felsdächer sind ja durch die Erosion des fließenden Wassers entstanden, in Zeiten, als das Talniveau eben in der Höhe der jeweiligen Sandsteinkränze lag. Zum Teil war dies sicher in weiter zurückliegender geologischer Vorzeit der Fall. Die auf den höheren Kränzen gebildeten Felsdächer sind daher längst eingebrochen. Auf den mittleren und unteren Kränzen ist dieser Vor-

gang noch heute zu beobachten. Wir dürfen daher annehmen, daß dieses Klingenkulturvolk ähnliche Siedlungsverhältnisse bevorzugte wie die Buschmänner des Ostens und die Träger jener capsien-ähnlichen Mikrokultur, welche wir den Vorfahren der Buschmänner zuschreiben. Es ist durchaus falsch, von Buschmannhöhlen zu sprechen, denn weder die Buschmänner noch irgendwelche steinzeitliche Völker haben die großen Höhlen bewohnt, die man allenthalben im Osten und Westen findet. In der großen Höhle am Südabhang des Inhlatatje in Zululand wie in der Höhle von Tschakasneck fanden sich weder Buschmannspuren noch Steinwerkzeuge. In der ersteren Höhle fand man einige Bronzeringe, in letzteren nur eine vermoderte Zulumatte. Es scheint, daß diese großen wirklichen Höhlen erst von den Bantu als Zufluchtsorte für Mensch und Vieh in Kriegszeiten verwendet wurden. Das gleiche gilt auch für die Höhlen im Distrikt von Mankajana in Süd-Swaziland. Eine einzige scheinbare Ausnahme ist die große, am Steilabfalle des Erongo an seiner Nordseite gelegene Etembahöhle. Diese liegt mehrere hundert Meter über dem Omarururevier und gewährt eine wundervolle Aussicht auf die Inselberglandschaft bis gegen die Paresisberge. Aber nur am Eingang in die Höhle, dort, wo es zur Bildung eines Abri gekommen ist, finden wir farbige Felszeichnungen und Werkzeuge von capsienähnlichem Charakter der Wiltonkultur in situ. Im Inneren der Höhle und in den Nebengängen finden sich keine menschlichen Spuren. Dort hausen heute Leoparden, kleineres Raubzeug und Klippdachse. Ich habe etwa 40 Plätze besucht, an denen die Vorfahren der Buschmänner oder diese selbst ihre Spuren in Steinwerkzeugen und farbigen Felsmalereien hinterlassen haben. Wir können diese Siedlungsplätze folgendermaßen klassifizieren:

A) Siedlungen ohne Rücksicht auf Schutz vor menschlichen Feinden. Diese sind wohl die älteren. Die Hochfläche von Mangeni fällt nach drei Seiten ziemlich steil ab. Sie ist ringsherum durch ziemlich hohe Berge umgrenzt, zwischen denen Schluchten in die tieferen Teile des Hochfeldes, wie in die Ebene von Isandhlwana, hinunterführen. An den Abhängen dieser Schluchten lagen die Wohnplätze dieser prähistorischen Buschmänner, meist auf dem unteren oder untersten Steinkranz. Die Lage wurde meist so gewählt, daß sie Schutz vor den kalten Winterwinden bot, und ist häufig so, daß man von einem Wohnplatz zumindest einen

anderen, wenn nicht mehrere sehen kann, so daß man sich durch Rauchsignale u. dgl. verständigen konnte. Analog liegen die Verhältnisse am Tabankulu und Inhlatatje. Einer zweiten Gruppe gehören die zahlreichen bewohnten Abris im Flußgebiete des Kei an. Die Buschmänner waren dort noch zu der Zeit, als die Weißen ins Land kamen, so zahlreich, daß sie einen politischen Machtfaktor darstellten. Die gleiche Technik der Felsmalerei und der Steinbearbeitung haben jene Buschmänner gehabt, welche in den Randgebirgen der Namib, auf der Tsarisebene, in der Naukluft, am Kuiseb, am Erongo, am Kapellenberg in Klein-Okombahe und in Ermuntua wohnten. Diese zahlreichen Wohnplätze zeigen uns, daß vor relativ kurzer Zeit auch die Namib noch ein besseres Klima hatte als heute und wildreicher war. Auch sie liegen zum Teil auf Plätzen, die die großen Wildherden passieren mußten, wenn sie während der kurzen Regenperiode aus der Hochfläche in die Namib hinunter wechselten, um zu dem frischen grünen Grase zu kommen.

B) Ansiedlungen unter Berücksichtigung der Deckung vor menschlichen Überfällen. Diese werden entweder in halboffenen Höhlen, hoch über dem Talboden, angelegt, so daß sie nur durch mühsame und manchmal gefährliche Kletterei zu erreichen sind, wie einige von mir besuchte Höhlen am Ostabfall der Drakensberge in Südnatal und Ost-Griqualand, oder in kleinen, abgelegenen, dicht bewachsenen Schluchten, wie die große Wilton-„Höhle“ oder der Abri von Nyati bei Hlobane. Eine Gruppe für sich bilden die Wohnplätze im Karstfelde zwischen den Otavibergen, der Etoshapfanne und Outjo, und zwar der unterirdische See von Gangorob und der Otjikotosee. Als einen vom Wasser ziemlich entfernten, vielleicht kultischen Zwecken dienenden Platz möchte ich die Giraffenklippe bei Klein-Ameib bezeichnen. Es handelt sich hier um einen gewaltigen, etwa 30 m hohen, spiegelglatten Granitblock, an welchem sich zahlreiche Felszeichnungen befinden. Rund herum finden sich Mikrolithen in Menge. Ein weiteres Kuriosum stellt ein Rockshelter dar, der eine kleine Schlucht in der Nähe von Marialinden bei Matatiele abschließt. Dieser Wohnplatz ist durch einen Steinwall befestigt.

Als ziemlich gleichalterig mit der capsienähnlichen Wiltonkultur wird die sogenannte Smithfieldkultur angesehen, deren Träger jedoch nach meiner Meinung einem ganz anderen Volke als

den Buschmännern angehörten. Vielleicht waren es schon Bantu. Am Südufer des Oranje auf der Farm Aurora bei Aliwal-North befinden sich zwei markante Hügel unmittelbar am Flusse. Auf diesen Hügeln waren Ansiedlungen der Smithfieldleute. Im Burenkriege war der westlichere dieser Hügel der Schauplatz langdauernder Stellungskämpfe, und es ist ein interessantes Beispiel, wie wenig sich die militärische Beurteilung der Landschaft im Laufe von Jahrhunderten oder selbst Jahrtausenden geändert hat, daß die Engländer beim Aufbau der Steinschanzen zur Verstärkung ihrer Maschinengewehrstände die Nuclei mitverwerteten, aus denen die steinzeitlichen Verteidiger dieser Höhensiedlung ihre Waffen schlugen.

Es ist bekannt, daß die ältere Welle der Setschuana-Sesuto-Einwanderung in Südafrika hauptsächlich von dem Volke der Legoya getragen wurde, welches Hütten aus Stein anlegte und auch steinerne Wälle zu Befestigungszwecken. Vielleicht war jene Legoyakultur die Grundlage, auf welcher unter fremdem Einfluß die Monomatapakultur mit ihren monumentalen Steinbauten erwuchs. Es gelang mir, im Zululand die Reste einer prähistorischen Befestigung zu entdecken. Die Rückwand ist sorgfältig aus dem Berg herausgearbeitet. Die Befestigung lag auf einem strategisch sehr wichtigen Punkt in der Gegend des Zusammenflusses der schwarzen und weißen Umfolozi und beherrschte zwei wichtige Zugangsstraßen aus dem Hochfeld in den Nogomadistrikt.

Nun zu den Eingeborenenstämmen der Gegenwart. Von den Buschmännern ist zunächst zu sagen, daß sie ihre Wohnplätze niemals unmittelbar beim Wasser aufschlagen. Dort ist ja die Gefahr, von Löwen oder feindlichen Menschen überfallen zu werden, am größten. Die Buschleute der eigentlichen Wüste, wo es sowohl an Holz wie an Gras zur Errichtung von Windschirmen fehlt, machten einfache Steinkreise, deren Überschreitung als „Hausfriedensbruch“ gewertet wurde. In der Südkalahari und im Dornbusch wohnen und wohnten die Buschleute vielfach in den natürlichen Dornhecken der *Acacia horrida*. Die Heiome an der Etoshapfanne, die ganz schöne Grashütten haben, legen diese aber in Erinnerung an die alte Tradition mit Rücksicht auf die Löwengefahr weitab vom Wasser im dichtesten Dornbusch an. Im allgemeinen sind ja die Buschmannsiedlungen sehr klein, weil jede

Familie ihr eigenes geräumiges Jagdterritorium besitzt. Ist die Ansiedlung größer, dann stehen die Hütten mehr weniger im Kreise, gleichgültig, ob es sich um Heiom oder Kuic handelt. Diese Urform des Runddorfes, die die Holländer zuerst bei den Kaphottentotten als Kraal bezeichneten, findet sich auch bei den Bergdama, wo diese noch ungestört in größerer Menge sitzen.

Das Runddorf kennen wir auch von den Zulu der Vergangenheit. Heute, wo die alte Organisation bei den meisten Eingeborenenstämmen vernichtet ist, herrscht das Wohnen in Einzelgehöften bei den Zulu, Xosa und Bergdama vor. Die Basuto und die Betschuanen Südwestafrikas, ebenso wie die Tembu, ziehen es vor, in Haufendörfern zu wohnen. Interessant ist, daß die Herero in den Reservaten von Otjihorongo und Otjituo ihre Ansiedlungen in ein- oder zweizeiligen Reihendörfern anlegten. Der Platz, den sich der Bantu für die Anlage seines Gehöftes wählt, wird im allgemeinen durch die Nähe des Wassers bestimmt, wenn auch keineswegs das unmittelbare Ufer gewählt wird. Die Tradition der Swazi berichtet, daß ihre Vorgänger im Lande, die Bavenda, ihre mit Steinschanzen befestigten Ansiedlungen auf den Höhen der Berge hatten. Die Swazi selbst lieben es, ihre Gehöfte möglichst versteckt zwischen den riesigen Felsblöcken, die von uralten Bergstürzen herrühren, am Fuße des Berges aufzuschlagen. Dort finden sie auch gewöhnlich Quellwasser. So fährt man von Mbabane in der Nähe des Königskraals vorbei nach Bremersdorp, ohne viel andere Menschenspuren als Felder und die Viehherden zu sehen. Trotzdem ist die Gegend sehr dicht bevölkert, aber die Hütten liegen alle zwischen den Felsblöcken versteckt. Bei den Zulu scheint die ausgesprochene Antipathie gegen Bäume eine Tradition aus jener Zeit zu sein, in welcher sie in baumloser Steppe ihre Herden hüteten. Sie legen ihre Hütten niemals in der Nähe von Bäumen, immer möglichst an hervorstechenden Punkten, wo fast immer etwas Wind ist, an. Infolgedessen sind ihre Hütten außerordentlich vom Blitz gefährdet. Auch wenn sie auf Farmen leben, schlagen sie ihre Hütten möglichst hoch oben bei der Quelle des die Farm durchziehenden Baches auf, während das Haus des Farmers in der Talsohle liegt. Das hat natürlich zur Folge, daß Infektionen, die durch das Wasser erfolgen, aus der Eingeborenensiedlung mit Sicherheit in das Farmhaus verschleppt werden. Zentren, um welche sich die Zuluansiedlungen kristallisieren, gibt es heute

nicht. In alter Zeit waren es die politischen Zentren, die Höfe des Königs und der großen Häuptlinge, um welche sich die Ansiedlungen konzentrierten, ebenso wie die Militärlager. Bei den Basuto sind es vielfach einzelstehende Burghügel, wie der Thaba Bosiu, der Sitz des alten Königs Moschesch, und andere, um welche sich größere Ansiedlungen bildeten. In Zeiten der Gefahr zog man sich mit Familie und Vieh auf diesen Burghügel zurück, um ihn zu verteidigen. Im westlichen Ovamboland, in Uukualuthi und Uonkolonkathi, vertreten uralte Affenbrotbäume die Stelle dieser Burghügel. Frauen und Kinder wurden in das Innere der gewaltigen Affenbrotbäume gebracht, während die Männer im Geäst Stellung nahmen und mit vergifteten Pfeilen den Feind abwehrten. Vielfach wurde rund um den Affenbrotbaum noch eine Pallisade gezogen, in der einiges Vieh Platz fand. Trinkbares Wasser ist im Inneren der Affenbrotbäume immer zu finden. Die Grundform des Ovambogehöftes ist das befestigte Einfamiliengehöft mit kreisförmigem Umriß und mehr weniger spiralem Bauplan. Die Ovambo behaupten, das Land sei in der Zeit, als sie es betraten, unbewohnt gewesen. Sie glauben gemeinsamer Abkunft mit den nomadisierenden Hereros zu sein. Als Stammvolk der Ovambo gelten die Oondonga. Diese setzten sich im Mittellaufe der großen Oshona, die zur Nordwestecke der Etoschapfanne zieht, fest. Die Gehöfte liegen im allgemeinen entlang der Oshona und deren Nebenarmen auf dem tonigen Überschwemmungsboden, so daß die Felder in der Regenzeit überschwemmt werden. Als erste Abzweigung der Oondonga gelten die Uukuanjama, die sich in den großen Urwäldern des Nordens festsetzten. Dieser Stamm befindet sich heute im Zustande innerer Wanderung. Ein Großteil von ihnen wohnt nämlich in der Zone, welche nach den jüngsten portugiesisch-südafrikanischen Verträgen an Angola abgetreten wird. Da nun aber die Uukuanjama ein Hauptkontingent der Arbeiter für die Diamantminen stellen und sich diese Verdienstmöglichkeiten nicht erschweren wollen, ziehen sie jetzt in ziemlicher Anzahl nach dem südlichen, bei Südafrika verbleibenden Teil. Die einzelnen neu angelegten Gehöfte liegen tief versteckt im Wald und auch das Trinkwasser muß von weither geholt werden. Die Regierung bemüht sich, da und dort Wasser zu erbohren; wo dies gelingt, bildet sich eine neue Siedlung. Die Besiedelung der westlichen Teile des Ovambolandes voll-

zog sich auf dem Wege der metanastatischen Wanderungen, wie sie der serbische Geograph Cvijic für Serbien in so exakter Weise gezeigt hat. Es sind hauptsächlich Gebiete, wo die Nebenflüsse der Hauptoschona genügend Grund- oder Sickerwasser haben, um eine dauernde Besiedlung zu ermöglichen. Zwischen den einzelnen Stämmen liegt in breiten Zonen der als Bannwald dienende Mopanewald. Die Zusammengehörigkeit der Stämme wird auch dadurch dokumentiert, daß Ukuambi, Ombarantu, Ukualuthi und Uonkolonkathi alljährlich das heilige Feuer vom Königshof in Oondonga holen. Ongandjera tat dies früher auch, holt es aber jetzt aus Ombadja in Angola, angeblich wegen verwandtschaftlicher Beziehungen des Häuptlings mit dem Herrscherhaus in Ombadja. Bei allen Ovambostämmen sind noch die auf totemistischer Grundlage beruhenden Großfamilien, die „Ezimo“, vorhanden. Zwei Männer, von denen der eine etwa ein Ukuualuthi, der andere ein Oondonga ist, betrachten sich als Blutsverwandte, wenn sie demselben Ezimo angehören. Auch heute noch finden ständige innere Wanderungen aus Oondonga nach Ukuambi, Ukualuthi und Uonkolonkathi statt. Teils sind es Leute, die zu ihren Verwandten im weiteren Sinne übersiedeln und in deren Nähe ihr Gehöft aufschlagen, teils unfreiwillige Auswanderer, politisch verdächtige Angehörige der Häuptlingsfamilie, die mit ihrem Hab und Gut übersiedeln dürfen, landesverwiesene Übeltäter, Zauberer u. dgl. Da zur Niederlassung die Zustimmung des Häuptlings erforderlich ist, wandern die meisten über Ukuambi, Ongandjera und Ukualuthi hinaus nach Uonkolonkathi und Eunda, wo es keine Großhäuptlinge gibt und wo mancher fernab von den Menschen in den Ausläufern der Kaakoberge ein völlig freies Leben führt.

Ein zweites Element, das zur Verstärkung der Bevölkerung der Weststämme beiträgt, sind die Buschmänner, welche in Eunda und Ongandjera bereits einen integrierenden Bestandteil der ansässigen Bauernschaft darstellen. Sie passen sich in Kultur und Sitte völlig den Ovambo an.

Wie in so vielem nimmt Ombarantu auch in bezug auf die Einwanderung eine Sonderstellung ein. Dieses stolze, von einem anderen Stamm der Oondogagruppe nie besiegte kriegerische Volk sieht Einwanderer aus dem Osten nicht gern. Dagegen finden wir dort sehr viele Ombadja aus Angola angesiedelt. Bei vielen dieser Stämme gibt es Saisonwanderungen für das Vieh, indem man es

bei Beginn der Regenzeit in den Urwald treibt, wo es bei temporären Wasserstellen so lange verbleibt, als diese eben Wasser liefern. Die Wasser- und Grasvorräte im ausgerodeten Stammesgebiete selbst würden nicht hinreichen, um den Viehstand das ganze Jahr zu erhalten. Da die Ombarantu den größeren Teil ihrer guten Viehposten in dem an Angola abzutretenden Gebiet haben, dürfte es wohl in Kürze zu einer Abwanderung des größeren Teiles der Ombarantu nach Norden kommen. Seitdem durch die Pazifikation des Landes seitens des Generalkommissärs Hahn die Stammesfehden völlig aufgehört haben, siedeln sich viele Familien bei Wasserstellen im Walde an, die früher wegen der Überfallsgefahr nicht besiedelt wurden. Wir sehen aus dem Beispiele des Ovambolandes, daß wir uns die Besiedlung Südafrikas durch die Bantu nicht durchwegs auf kriegerischem Wege vorstellen müssen. Es spricht manches dafür, daß gerade unter ursprünglicheren Verhältnissen die Einwanderung auf diesem metanastatischen friedlichen Wege die Regel war, bei welcher die Landschaftsformen von ausschlaggebender Bedeutung waren. In ganz anderem Sinne wirkt sich die Natur der Landschaft dort aus, wo es zur Staatenbildung kriegerischer Herrenvölker kam. So haben die Swazi im Südosten die große Ebene von Lake Chrissie völlig menschenleer gemacht, um nach dieser Seite hin gesichert zu sein, und in noch viel größerem Maßstabe schufen die Zuludespoten rund um ihr Land menschenleere Wüsteneien. In der jüngsten Phase der Entwicklung der Kolonisation der Weißen spielt die Landschaft für die Eingeborenensiedlung wiederum eine Rolle, jedoch eine wesentlich andere als in früheren Zeiten. Wie in uralter Zeit die einwandernden Damana sich vor den die Ebene beherrschenden Buschmännern auf die Berge zurückziehen mußten, so sind es die Rückzugsgebiete in jedem Sinne des Wortes, welche den Eingeborenen als Reservate angewiesen sind. Da diese Reservate in den allermeisten Fällen derart bevölkert sind, daß sie einen weiteren Bevölkerungsüberschuß nicht ertragen, wandert dieser Überschuß eben in die Städte ab, womit für einen Großteil der Eingeborenen der Kontakt zwischen ihrer Siedlungsform und der Landschaft zu Ende ist.

---

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1929

Band/Volume: [72](#)

Autor(en)/Author(s): Lebzelter Viktor

Artikel/Article: [Landschaft und Eingeborenen-Siedlung in Südafrika, 71-80](#)